

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338426](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338426)

suchte das Versteck, brauchte die schützende Bodenwelle im sonst flachen Gelände, in dem er seine gefährlichen Nester aus Stahl und Beton vergrub.

Wenn wir die Burgen und Ruinen im Frühling und Sommer an den Berghängen grau und verwittert kleben sahen, dachten wir an Wege, die durch Busch und Wald hinaufführen, und wenn wir sie in Gedanken verfolgten, gelangten wir schmunzelnd zu den eisgrauen Fremdenführern und Kastellänen, die halb würdevoll und halb gelangweilt mit seltsam eintönigen Worten, die sich selbst auszusprechen schienen, entschwundene Zeiten zu wecken suchten. Jene Burgen, lebendig von der Historie Gnaden, die uns in ihrer ruinenhaften Existenz romantisch stimmen, waren die Trutzstätten von einzelnen starken Geschlechtern gewesen, — die zweiundzwanzigtausend Panzerwerke des Westwallies aber, in dessen Gehege wir uns bewegten und in dem wir uns ein sehr eigenes Zuhause geschaffen hatten, dienten in unserer Zeit einem ganzen Reiche zum Schutz. Ruinen am Hang und der moderne Festungswall aus Panzerwerken: zwei Zeitalter hatten auf engem Raum dicht beieinander gesiedelt.

Ich hatte beim langen Warten auf eine Begegnung mit dem modernen Gott des Krieges darüber nachgedacht, wie man ihn nennen könnte. Ich suchte nach Analogien und hielt mich immer wieder an das Bild vom Deus ex machina. Kam er nicht auch wie im klassischen Altertum, gleichsam und wirklich in einem, in der Maschine vom Himmel herab? Aber sein Herrschaftsraum war nicht allein der Äther; wenn Zeit und Umstand es geböten, wir wußten es, würde er nicht nur Verderben von oben herab schicken, sondern er würde zugleich auch in Sekundenschnelle aus einem bis dahin verschlossen gebliebenen Bühnenboden auftauchen und dann die Szene mit Tausenden und aber Tausenden von blitzenden und tödliches Verderben spielenden Feuern beherrschen.

Aber sooft wir auch daran dachten und in den der Muße geweihten Stunden darüber sprachen, trat immer noch ein anderer Gedanke hinzu. Die Stimmen, zu langen Gesprächen aufgeboten, wurden unversehens gedämpft, wenn wir davon sprachen, daß auch jenseits des großen Stroms bis tief ins Gebirge hinein und bis zu seinem Kamm hinauf altes deutsches Land sich breitet. Wir schwiegen gar, wenn wir zu der Turmsilhouette des Erwünschten Wunderbaues hinüberschauten, zu dem steinernen Mal deutschen Sinns und Trachtens nach Sternen und unverlierbaren Ewigkeiten. Wir wußten, daß drüben Menschen ihre Heimat haben, die von Kindesbeinen an deutsch sprechen wie wir alle auch. Und im Rhein endlich erblickten wir

Du, Herr aller Dinge,
Der Du die Tapferen segnest:
siehe, wir stehen vor Dir
im stummen Gehorsam,
da Du uns schweigend
befahlst, unser Herz
durch Dein Feuer zu tragen.
Also geschehe Dein
herrischer Wille.
Schenk uns nicht Gnade —
aber die Tapferkeit segne
und richte nach ihrem
redlichen Maße
das Recht zwischen uns
und den Feinden,
die Du uns gabst.

HANNES KREMER

in „Du, mein Volk“ Eher-Verlag, München.

einen Strom, der die grünen Fluten durch den Garten des alemannischen Gaues rollt, um ihn an beiden Ufern zu befruchten, um ein von Menschen sinnlos Getrenntes zu binden, und nicht, um ein großes in Eins gewachsenes Ganzes sinnlos zu trennen.

So schwankten wir, solange uns der Krieg die Tat versagte, zwischen Hirn und Herzen, zwischen Entschlossenheit und Scheu. Uns war seit Kindestagen das geschichtliche Wissen ins Herz gesenkt, und Reisen über den Rhein hatten uns darin noch mehr gefestigt, daß drüben Deutsche wohnen, und wir könnten nun als Soldaten am Westwall nicht ahnen, daß Mars auch die Bestimmung haben konnte, mit seinem Dasein einer Landschaft den Frieden zu erhalten. Wir sahen vom ersten schwachen Tageslicht bis zur Abenddämmerung, wie Hunderttausende von Geschützrohren tod- und verderbendrohend nach Westen über den Rhein griffen, und ebenso viele Geschütze mochten von Westen her auf uns gerichtet sein. Und der Kriegsgott ruhte auch nicht in den lichtlosen Nächten. Sein immerwährendes Da-Sein wurde uns aus den Gesängen von brausenden Flugmaschinen bewußt, die in Ketten und Staffeln den Ätherraum durchstießen. Oft hingen sie tagsüber so hoch in den Lüften, daß wir sie nicht mal mehr als schwebende Punkte hätten erkennen können, wenn sie nicht durch den wolkenlosen Himmel den Kometenschweif ihrer

kältweißen Kondensspuren gespenstisch nach sich gezogen hätten. In den Flugzeugesängen gelsterte die ganze drohende Stimmgewalt, die neben und unter sich nichts duldet, und die gebändigte Kraft eines mächtigen Gottes.

Heute glaube ich, wissen zu müssen, daß die ganze vielfältige Gespenstik des zurückliegenden Westwall-Lebens uns meist aus Quellen zufließt, deren Tiefen wir nicht ergründen und deren Kräfte wir nicht mit dem Verstande bestimmen konnten. Wir saßen zwischen den Rücken zweier Gebirge, dem Siedlungsraum eines gewaltsam zerrissenen deutschen Stammes, und was sich kriegerisch anzubahnen schien, wäre ein mörderisches Ringen auf deutschem Boden gewesen. Den Kriegsgott hier schien der Geist des Vulkans zu beseelen, über dessen Abgründen am Kraterrand wir, zwei deutsche Münster vor Augen, wartend und wartend saßen, bis er eines Tages würde ausbrechen müssen: in einer elementaren Anstrengung jene erloschenen Vulkane zu beschämen, die uns in diesem Lande am Oberrhein als Mahnmale der Natur erhalten blieben. Es bedurfte nur des entscheidenden Wortes, und Mars hätte das feurige Erdbeben zum Toben gebracht.

Die Unruhe der Herzen aber war unbegründet. Wir kennen den Weg, den der Krieg mit dem Westen genommen hat. Wir wissen heute, daß der Westwall, jene furchterweckende Riesenfestung auf dem Grunde eines der friedlichsten deutschen Landstriche, geplant und gebaut worden ist, damit dem Elsaß der Frieden der Landschaft erhalten blieb.

Immer aber bleibt uns, die wir als Soldaten am Oberrhein standen, das unauslösch-

liche Bild einer Landschaft vor Augen, in der auf eine eigene Weise das Kriegsstrenges mit dem Friedensmilden paarte. Mir klingen heute noch Sätze aus Briefen im Ohr, die mir damals von Freunden zuflögen. Die vorhin als Ferienreisende hierhergekommen waren, konnten sich nicht in den Gedanken finden, daß ihr Ferienland nun Kriegslandschaft geworden war. Es müßte sich, so schrieben sie, in dem lieblichen Landstrich ein so tiefgreifender Wandel zum Harten vollzogen haben, daß sie nur mit Bangen an das Wiedersehen nach dem Kriege dächten. Sie schienen damals im gleichen Maße recht zu haben, wie sie am Ende unrecht behielten. Die Veränderung damals war groß, aber nirgends hat sie das Wesen des Landes berührt. Die Bunker als die neuen Architekturen des Westwalls blieben unauffällig, und sie sind heute mehr denn je. Sie fügen sich dem Wollen des Bodens und schmiegen sich in seine Falten. Nur wenige Jahre werden notwendig sein, und die Natur wird die vollkommenste Tarnung erreichen. Nicht aufzufallen, ist die Gesetze — um hier ein Wort von Langbein abzuwandeln —, unter das der Kriegsgott die Festungen gestellt hat.

Die Verzagten glaubten, etwas in seiner Schönheit Unwiederbringliches für immer zu verlieren, und sie haben nun hinzugewonnen, was ewig zugehörig lange vor den Toren hatte bleiben müssen: das geschwisterliche Land am linken Ufer des Stroms.

Wenn wir heute links und rechts des Rheins durch die erholte und verjüngte Landschaft fahren, kommt es vor, daß wir ernsthaft nachdenken, wie lange es denn eigentlich her ist, daß wir als Soldaten am Westwall lagen.



Vesperpause neben dem Westwallbunker Aufn.: Hartmann-Maurth

Das „elsässische Problem“ ist tot

Auszüge aus Reden von Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner

Ein elsässisches Problem konnte nur auftreten in einer Zeit, in welcher das Deutsche Reich im Innern getroffen und nach außen ohnmächtig war. Dieses sogenannte Problem ist niemals aus diesem Land oder Volk heraus entstanden, sondern von außen her, von Frankreich, hereingetragen worden.

Reichsversammlung des Hauptamtes für Kommunalpolitik in Straßburg am 19. März 1941

Frankreich ist es gewesen, das dieses Land mit Gewalt und Krieg an sich gerissen hat. Frankreich ist der alleinige Urheber des „elsässischen Problems“. Wie hätte es vor 300 Jahren hier ein elsässisches Problem geben sollen? Das Elsaß war bis 1648 Herz- und Kernland des Reiches. Wir sind aus dem Reich als Menschen gleichen Volkstums in dieses Land zurückgekehrt. Und wir haben auch daselbe tragische Geschick erlebt. 300 Jahre lang hat ganz Deutschland Gewalt und Demütigungen hinnehmen müssen. Drei Jahrhunderte wurde es von seinen Nachbarn zerrissen und zerstört, niedergehalten und obendrein in der Welt schlechtgemacht. Wahrhaftig, es hat härter um sei Dasein ringen müssen als Frankreich und England, die die ganze Welt aufgeteilt hatten.

Kundgebung in Saarbrücken am 22. Februar 1941

Vom kaiserlichen Deutschland ist hier kein einziges Problem richtig gelöst worden. Wie sollte es auch, da man ja politische Fragen nur auf verwaltungsmäßigem Wege, durch Verordnungen, zu lösen versuchte. Mit Verordnungen allein aber läßt sich im Völkerverleben wenig ausrichten, noch viel weniger mit Gewalt oder gar mit Unrecht. Das haben die Franzosen nach 1918 erfahren, als sie das Problem, allerdings weit radikaler als das kaiserliche Deutschland, anpackten. Daß sie aber nie zum Ziel gekommen wären, auch dann nicht, wenn das Elsaß noch lange Zeit unter ihrer Herrschaft geblieben wäre, darüber gibt es wohl keinen Zweifel. Denn der deutsche Charakter des Elsaß hätte sich nie und nimmer verleugnen lassen.

Die Halbheiten und Kompromisse aber sind es gewesen, die dem Elsaß seit drei Jahrhunderten zum Verhängnis geworden sind. Es hat unsagbar viele Opfer bringen müssen, weil weder Frankreich noch Deutschland eine klare Lösung gefunden hatten. Das Elsaß soll aber niemals mehr Streitobjekt sein. Es soll um der alten Zweifältigkeit willen ebensowenig mehr Opfer bringen wie Deutschland und Frankreich. Wir wollen endlich Frieden, wir wollen das Glück des Elsaß. Und deshalb kann es für uns nur eine g a n z e Lösung geben.

Wir kennen daher im deutschen Elsaß nur Deutsche. Für eine französische Gesinnung ist kein Platz. Und im deutschen Elsaß wird nur deutsch gesprochen! Es gibt da nur eine klare, saubere und ehrliche Lösung, und zwar weniger um des Reiches willen, als um des Elsaß willen.

Bei der Besichtigung des Kreises Nappoldsweiler am 19. Februar 1941

Das Elsaß und seine Soldaten traten im Jahre 1914 genau so einsatzbereit und opferwillig unter die deutschen Fahnen, wie alle anderen Teile der deutschen Nation. Aber zehntausend begeisterte junge elsässische Männer meldeten sich kriegsfreiwillig. Wer Gelegenheit hatte, wie ich, diese freiwilligen elsässischen Soldaten im Kampf kennenzulernen, der wird ihre Tapferkeit nie vergessen.

Erste Großkundgebung in Straßburg am 20. Oktober 1940

Einem ehrfurchtsvollen Dankgefühl folgend, ist es mir ein tiefes Bedürfnis, all der Männer und Frauen des Elsaß zu gedenken, die für ihr Bekenntnis zum deutschen Volkstum leiden mußten. Es sind dies im Laufe der Zeit unzählige Tausende. Und es sind dies nach dem Unglücksjahr 1918 wiederum viele Tausende. An ihrer Spitze der Mann, der neben Albert Leo Schlageter durch sein Heldentum und Heldensterben die düsterste und schmachvollste Zeit des Elsaß und Deutschlands überstrahlen wird: Karl Roos.

Erste Großkundgebung in Straßburg am 20. Oktober 1940

Frankreich hatte hier ja nicht in erster Linie politische oder wirtschaftliche oder kulturelle Interessen. Sein eigentliches Interesse war ein militärisches: Der Rhein als Sicherung seines Aufmarsches gegen Deutschland. Wirtschaftlich aber bedeutete das Elsaß für Frankreich immer nur ein unorganisches und lästiges Anhängsel, während es für Deutschland eine natürliche Ergänzung bildet. Wäre es länger bei Frankreich geblieben, es wäre auf die Stufe der ärmsten Landschaften Europas herabgesunken...

Für Baden besitzt das Elsaß noch eine besondere Bedeutung. Das Elsaß ist, landwirtschaftlich gesehen, ein Überschussgebiet, Baden dagegen ist stark industrialisiert. So ergänzt das Elsaß Baden in überaus wertvoller Weise. Aus dieser Lage ergeben sich für Straßburg, dank seiner Lage inmitten des oberrheinischen Raumes, Entwicklungsmöglichkeiten ersten Ranges.

Reichsversammlung des Hauptamtes für Kommunalpolitik in Straßburg am 19. März 1941

Ich bin gekommen, um mit allen meinen Kräften dafür einzutreten, daß das Elsaß frei wird von der Herrschaft Fremder, frei wird von einem unerhörten graufamen Schicksal und nunmehr für alle Zeiten heimfindet zu seiner deutschen Mutter. Darin sehe ich meinen Auftrag. Und ich weiß heute schon, daß das elsässische Volk mir bei der Erfüllung meines Auftrages willig Gefolgschaft leisten wird!

Erste Großkundgebung in Straßburg am 20. Oktober 1940



Trostlos und verlassen liegt Strassburg

Entvölkerte Stadt

Ein kleines Kapitel aus der Geschichte der Stadt Straßburg

Von Günther Röhrdanz

Die Bremsen unseres Wagens zogen hart an. Mit einem Ruck hielt er vor dem Verlagshaus der einstigen „Dernières Nouvelles“ in der Blauwolkengasse in Straßburg. In diesen Räumen der deutscheindlichen Hetzzentrale von einst erwartete uns eine Menge Arbeit. Aber wir, die wir aus unserer Eile auf der Fahrt von Karlsruhe nach Straßburg keinerlei Hehl gemacht und den Kilometerzähler auf einen nicht alltäglichen Stand ruhig hatten ansteigen lassen, wir sprangen nicht wie der Blitz aus dem Wagen. Wie gelähmt saßen wir minutenlang in die Polster zurückgelehnt und starrten uns an, ganz im Banne des Erlebnisses, das wir soeben gehabt hatten. Nicht die zahlreichen Bunker, die verstreut in der oberrheinischen Kriegslandschaft lagen, nicht die zerstörten Brücken, die im Vorgelände der Stadt durch die sinnlosen französischen Sprengungen abgedeckten Häuser, die noch wüst herumfahrenden Reste von Truppenausrüstungen, auch nicht die von unseren Pio-

nieren und vorwärtsstürmenden Infanteristen geknackten französischen Bunker waren es, die uns so tief beeindruckt hatten. Die Stadt selbst, das alte Straßburg war es, von dem das Volkslied als von der wunderschönen Stadt singt. Herr Gott, was hatte der Krieg aus dieser würdigen Feste, aus dieser seit altersher gerühmten Siedlung am Oberrhein gemacht! Ja, war das überhaupt noch die Straßburg, das wir kannten? War das nicht vielmehr ein Friedhof, auf dem viele Hoffnungen begraben lagen!? Allerdings waren es nicht unsere Hoffnungen, die man hier begraben zu finden meinte. Im Gegenteil. Wir kamen voller neuer Pläne und Absichten.

Soeben waren wir durch die Straßen gefahren. Immer wieder hatten wir auf die Umgebungen gesehen, um uns zu vergewissern, daß es wirklich 4 Uhr nachmittags war. Unsicherlich hätten wir auch dann noch die ganze für einen märchenhaften Zauber, für einen grandiosen Betrug der Natur gehalten.

hätte
Julita
Stadt
die F
tore
hem
Schm
Krieg
zurück
Nie
trostl
Straß
sichts
losig
diese
brach
dürft
schen
gend
und
Reihe
ter d
tern
ren j
rech
Wort
Die
ganz
wen
jung
sind.
die
zum
nehn
hinte
noch
in je
völk
aber
jene

hätte die Sonne nicht an diesem herrlichen Julitag des Jahres 1940 strahlend über der Stadt gestanden. Menschenleer die Straßen, die Fensterläden heruntergelassen, die Haustore verschlossen, die Straßendämme mit hohem Gras bewachsen, von einer unberührten Schmutzdecke verklebt, das war das, was der Krieg in dem einst so lebenden Straßburg zurückgelassen hätte.

Niederdrückende Stille erfüllte jetzt die trostlose Leere der Straßen. Das war das Straßburg, durch das das Sonnenlicht in rücksichtsloser Helle flutete und die ganze Trostlosigkeit und schmerzvolle Verlassenheit dieser einst blühenden Stadt an den Tag brachte. Außer ein paar Landsern, die ihrem dürrtigen, in irgendeiner nach echt französischem Muster verwahrlosten Kaserne liegenden Quartier zustrebten, war uns weit und breit kein Mensch begegnet. Denn die Reihen und Haufen zahlloser Gefangener hinter den mit Stacheldraht durchflochtenen Gittern der Kasernen am Eingang der Stadt waren ja nicht mehr zum Bestand der Stadt zu rechnen. Ihre Geschichte begann mit den Worten: „Es war einmal...“

Die Straßen einer Großstadt sind in den ganz frühen Morgenstunden ebenso leer, wenn nur der Milchmann oder der Bäckerjunge mit den Brötchen schon auf den Beinen sind. Doch im Unterbewußtsein der wenigen, die schon ihrer Arbeit nachgehen oder die zum Tag die Nacht noch glaubten hinzunehmen zu müssen, lebt doch das Gefühl, daß hinter den Häusermauern die Menschen nur noch ruhen, die in wenigen Stunden schon, ja, in jedem Augenblick, die Straßen wieder bevölkern und mit Leben erfüllen werden. Hier aber war alles Leben tot, hier war nur noch jene trostlose Leere und Einsamkeit, die man



Die lecke Waschpötsche auf der Jill

auf einem Friedhof empfindet. Lediglich ein paar Katzen streunten verwildert durch die Straßen, oder eine Ratte hetzte wie rasend über den Fahrdamm und verschwand scheu in einem Kellerloch. Diese Vertreter der Unterwelt unter den Tieren waren hier ganz in ihrem Element. Die Menschen aber, deren Hab und Gut der Willkür der Witterung und der Gefräßigkeit dieser lichtscheuen Geschöpfe schutzlos ausgeliefert waren, sie waren weit fort im Süden Frankreichs. Nur was sie eben tragen und schleppen konnten, hatten sie mitnehmen dürfen. Alles andere, alles, an



Katzen lungern in den Strassen umher

Aufn.: H. Carabin, Straßburg (3)

dem ihre ganze Liebe und Sorgfalt all die Jahre hindurch gegangen hatte, hatten sie daheim lassen müssen. Ihre täglichen lieben Gewohnheiten, der Spaziergang durch die Stadt, in der Orangerie, zum Münster. Ja, auch um das Münster war es still geworden.

Ruhig und groß stand das Werk Meister Erwins da und schaute hinab auf all die Trostlosigkeit und Verlassenheit weitem. Aber niemand hatte mehr seit jenem Herbst des Jahres 1939 bewundernd hinaufgeschaut.

Als wir am nächsten Morgen, es war ein trüber regnerischer Tag, der einem die Trostlosigkeit noch stärker zum Bewußtsein kommen ließ, dem Münster einen Besuch abstateten und emporblickten zur Laterne des Turmes, waren wir die einzigen Gäste auf dem Münsterplatz. Die Sorgfalt der Elsässer hatte den herrlichen Schmuck des Portals mit schützenden Sandsäcken verpackt. Die farbigen Fenster waren aus den hohen steinernen Fensterkreuzen des Langschiffes herausgenommen. Das helle Licht flutete in das Innere und enthüllte zum ersten Male die ganze Schönheit der Maserung der Säulen und architektonischen Linien. Und als wir wieder auf den Platz hinaus kamen, trat ein Mann zu uns und begann mit uns ein Gespräch. Er war nicht mit nach Südfrankreich gegangen. In den Vogesen, bei einem Verwandten, hatte er Unterschlupf gefunden. So war er während des langen Winters einige Male heimlich in Straßburg gewesen. Das erzählte er uns alles, wie wenn er mit alten Kameraden erzählte. Doch wie er von der Verlassenheit der Stadt und der unheimlichen Stille sprach, die in ihr an einem kalten Wintertag herrschte, und wie er dann mit einem Blick zum Münster hinauf davon sprach, wie er still und ganz heimlich um den alten Bau gestrichen sei, da war sein Blick naß geworden.

Was aber ein harter Winter aus verlassenen menschlichen Behausungen machen kann, wie überhaupt alle Einrichtungen binnen kurzem ein Opfer der Zerstörung werden, wenn die Hand des Menschen sie nicht laufend umhegt, davon wissen die Straßburger am besten zu berichten. Als sie im Sommer und Herbst 1940 wieder in ihre Wohnungen kamen, da bot sich manch einem ein Anblick, daß er am liebsten gleich wieder umgekehrt wäre. Geplatzte Wasserrohre und von der Kälte gesprengte Dampfheizungen hatten ihren Inhalt in die Wohnungen entleert, hatten Möbel, Teppiche, Fußböden verdorben und zerstört. Fäulnis und Verwesung, die Elemente der Zerstörung, hatten ungehemmt um sich gegriffen und hätten die ganze Stadt langsam im wahrsten Sinne des Wortes aufgefressen, wenn nicht... ja, wenn nicht die deutsche Wehrmacht diesem Werk der Zer-

Zur rechten Zeit

Am rechten Ort

Spare die Rede

Und halte dein Wort

EMIL GÖT

störung durch ihren siegreichen Vormarsch Halt geboten hätte.

Unvergeßlich bleibt mir der große Kader, halb abgesehen, geradezu als Symbol der Zerstörungen auf dem Illgraben schwamm. Auf den sonst so gepflegten Rasenflächen der Straßburger Anlagen aber wucherte das Gras meterhoch, und die Denkmale waren noch zugedeckt von Sandsäcken die verwittert und geplatzt waren und ihren Inhalt ausgeleert hatten. Auch diese Denkmale schienen auf ihre Befreiung zu warten.

Eine entvölkerte Stadt war Straßburg geworden. Jetzt aber begann das Leben an ein paar Stellen schon wieder aufzuflackern. Die Straßburger, die nur in die Täler der Vogesen geflüchtet waren oder bei einem Bauern in der Umgegend Unterschlupf gefunden hatten und so dem großen Trauerzug nach dem Süden entgangen waren, sie kamen mit Fährädern oder zu Fuß, einen Handkarren mit ihrer Habe vor sich herschiebend, nach Straßburg zurück. Sie suchten wieder Arbeit und fanden sie. Und sie fanden die Wahrheit, die Wahrheit über den wirklichen Verlauf des Krieges, die ihnen die Juden vom Straßburger Sender verschwiegen hatten.

Dieses Straßburg der ersten Tage nach dem 19. Juni, diese trostlos verlassene und zum Beweinen verunzierte Stätte der Verlassenheit, muß man erlebt haben. Dann erst kann man ermessen, was der deutsche Aufbau heute hier geleistet hat, welche ein Weg zurückgelegt werden mußte von dem Straßburg der brennenden Illmühle bis zu den Tagen der Großausstellung „Deutsche Wirtschaftskraft“. Aus einem entvölkerten Wohnplatz ist wieder eine Stadt voller Rhythmus und Leben, voller echter Lebendigkeit geworden, die nichts mehr zu tun haben mit jener geschäftigen Betriebsamkeit, die einst das Straßburgsbild nach Pariser Muster beherrschte.